

Prof. Dr. Thomas Rießinger (Frankfurt)  
**Sternstunde eines Theologen**  
**Hans Küngs Interview im Magazin *stern***

---

Neben Joseph Ratzinger und Eugen Drewermann dürfte Hans Küng wohl einer der bekanntesten deutschsprachigen katholischen Theologen sein, und vermutlich liegt es daran, dass ihm das Magazin *stern* ein recht ausführliches Interview gewidmet hat, in dem er seine Auffassungen über die Kirche und den Glauben, über das Jenseits, das Leid und den Atheismus darlegen konnte.<sup>1</sup> Obwohl Küng von seinem Interviewer Arno Luik weder im Ton noch in den Akzenten seiner Fragestellung übermäßig freundlich behandelt wird, schafft er es in gewohnter Weise, seine schon seit langem vertraute Mischung aus Selbstüberschätzung und schwacher Argumentation an den Mann zu bringen und dabei so zu tun, als müsse man nur auf ihn hören, um eine Menge wichtiger Probleme zu lösen. Wie er das macht, will ich im Folgenden zeigen.

Zunächst befasst sich Küng mit den Eigenheiten eines eventuellen Lebens nach dem Tode und meint, man wisse nicht, „was einen hinter der Tür des Todes erwartet, ich kann und will mir den Himmel nicht vorstellen.“ Indem er aber die Existenz eines „Himmels“ voraussetzt, hat er immerhin schon die grundsätzliche Erwartung geäußert, dass ihn hinter der „Tür des Todes“ überhaupt irgend etwas erwartet, dass es eine Form der Existenz nach dem Tod gibt. Was macht nun diesen Glauben besser als den von Luik zitierten Glauben Ratzingers, Johannes Paul II. stehe auf dem Balkon im Hause des Herrn und sehe uns von oben zu? Küngs Meinung, das sei vormodern und populistisch, mag

zutreffen, allerdings kann man diesen Vorwurf ohne größere Probleme auf jede Form des Gottesglaubens ausweiten, der die Menschen auf ein Leben nach dem Tode vertröstet. Es sollte auch für Küng einigermaßen verwunderlich sein, wieso „aufgeklärte Christen verstehen“ können, „dass im Jenseits keine Leiche aufgeweckt wird, sondern ... eine völlige Veränderung der Daseinsweise stattfindet.“ Auch diese ominöse veränderte Daseinsweise findet schließlich hinter der Tür des Todes statt, und nach Küngs eigenen Worten kann man über die Gepflogenheiten hinter dieser Tür nichts wissen.

Nachdem das Problem des Jenseits abgehandelt ist, äußert sich Küng über seine Wirkung in der diesseitigen Welt. „Ich habe, in aller Bescheidenheit, schon einiges geleistet, um das Christentum, Religion und Ethos dem heutigen Menschen wieder verständlich zu machen.“ Das kann man kaum leugnen. Dem heutigen Menschen hat Küng das Christentum und die Religion, wie er sie versteht, tatsächlich nahe gebracht durch Formulierungen wie: „Gott in der Welt, die Transzendenz in der Immanenz, die Jenseitigkeit in der Diesseitigkeit“<sup>2</sup> oder durch Beschreibungen von Gott als „die absolut-relative, diesseitig-jenseitige, transzendent-immanente, allesumgreifend-allesdurchwaltende wirkliche Wirklichkeit im Herzen der Dinge, im Menschen, in der Menschheitsgeschichte, in der Welt.“<sup>3</sup> Ich möchte darauf hinweisen, dass er solche definitiven Leistungen in seinem Buch „Existiert Gott?“ als ein konsequentes Denken

bezüglich des antiquierten Gottesbildes bezeichnet hat<sup>4</sup>, woraus ich wohl die Folgerung ziehen muss, dass seine Formulierungen und Beschreibungen zum Gottesbegriff genau das sind, was er als seine ureigenste Leistung in Anspruch nimmt: die Religion „dem heutigen Menschen wieder verständlich zu machen“, weil auch der heutige Mensch von alleine wohl kaum auf die Idee gekommen wäre, so etwas wie den Künigschen verbalen Gemischtwarenhandel zu produzieren, wenn er denn das Bedürfnis hat, von einem wie auch immer gearteten Gott zu sprechen. Eine genauere Analyse von Künigs Gottesbegriff und Argumentationsweise kann man in Hans Alberts Buch „Das Elend der Theologie“<sup>5</sup> in unüberbietbarer Deutlichkeit finden; hier muss ich es mit diesen kurzen Bemerkungen gut sein lassen.

Zurück zu der Sternstunde unseres Theologen, der nun auf Luiks Vorhaltung reagieren muss, dass trotz Künigs Bemühungen die Anzahl der Kirchenmitglieder im Schwinden begriffen sei und alles Künigsche Schreiben für den Glauben nichts gebracht habe. Das weist Küng natürlich weit von sich. „Nein, ich hatte Erfolg! Ungezählte Menschen schreiben mir – täglich –, was ich für eine Hilfe für sie gewesen bin.“ Das mag schon sein. Fernsehköche bekommen auch viel Post. Muss man deshalb annehmen, dass ihre Zuschauer besser kochen können? Und, was noch viel schlimmer ist, kann man daraus wenigstens schließen, dass die vor der Kamera agierenden Köche ihr Handwerk einigermaßen verstehen? Für beide Annahmen sind keine Gründe zu erkennen, und bei schreibenden Theologen sieht die Lage nicht anders aus als bei Köchen, die in Kameras lachen. Niemand bestreitet, dass Küng viele Bücher verkauft hat, und auch

die Briefe, die ihn erreichen, will ich nicht anzweifeln, wobei ich doch anmerken möchte, dass er hier anstatt „ungezählt“ offenbar „unzählig“ hätte sagen müssen, denn auch zwei Menschen können ungezählt sein, sofern sich keiner die Mühe machen möchte, bis zwei zu zählen. Daraus kann man aber nur folgern, dass in vielen Regalen und Bücherschränken der Name Küng auftauchen wird und dass etliche seiner Leser ihm Briefe geschrieben haben. Ich kann nicht erkennen, inwieweit Küng damit die Auflösungserscheinungen der Kirche, die sich in schwindenden Mitgliederzahlen äußern, aufgehalten hätte, denn – um das nicht ganz aus den Augen zu verlieren – darauf bezog sich die ursprüngliche Frage, die Küng zum Anlass genommen hat, sich über die Anzahl der ihn erreichenden Briefe zu verbreiten.

Dieses Problem löst er aber sofort selbst, denn er meint, viele hätten ohne ihn die Kirche aufgegeben und seien nur noch geblieben, weil er es dort aushalte. Das ist nun aber eine eigenartige Einschätzung seines Erfolges. Ist er tatsächlich daran interessiert, dass Menschen in der Kirche bleiben, nur weil er sie noch nicht verlassen hat? Sollte Küng tatsächlich die Anzahl der wegen seiner Person in der Kirche Verbliebenen als Gradmesser seines Erfolges ansehen, so muss ihm für die Zukunft der Kirche nach seinem Tod angst und bang werden.

Vielleicht liegt es auch an dieser etwas seltsamen Einschätzung seiner historischen Rolle, dass Luik gleich anschließend meint, Künigs Gegenspieler Ratzinger sei Papst geworden, während er selbst nur eine Fußnote darstelle. Das sieht Küng natürlich ganz anders, er bezichtigt seinen Interviewer der Unverfrorenheit, weil er schließlich nicht in die Zukunft schauen könne. Luik

hat aber nichts weiter als eine Prognose gewagt, die zwar nicht sehr schmeichelhaft für Küng sein mag, aber auch keineswegs unverfroren ist, denn üblicherweise bringen es die wenigsten Menschen auch nur zu einer Fußnote in der Geschichte. Dennoch scheint sich Küng im Rahmen einer historischen Fußnote nicht ausreichend gewürdigt zu finden. Um den Unterschied zwischen sich und Ratzinger zu verdeutlichen, greift er auf den Kirchenlehrer Thomas von Aquin, der nie ein wichtiges Amt bekleidet habe, und den zu dessen Zeit regierenden Papst Innozenz III. zurück. Er wolle sich zwar nicht auf eine Stufe mit Thomas von Aquin stellen, aber der mächtige Papst Innozenz sei heute eine Fußnote unter Historikern, während Thomas von Aquin weiterhin als Autorität zitiert werde. „Nein,“ sagt er dann, „ich fühle mich nicht als Verlierer.“

Schon wieder muss der Leser ein wenig stutzen in Anbetracht von Küngs Argumentation. Es steht ja ohne Frage fest, dass die Wirksamkeit in der Geschichte nicht unbedingt davon abhängt, ob eine historische Figur Papst, Kirchenlehrer, Schriftsteller, Physiker oder Attentäter gewesen ist. Das bestreitet auch Luik nicht, der Küng immerhin den Rang einer Fußnote in der Geschichte zugestehen wollte, was mehr ist, als die meisten Menschen jemals erreichen können. Aber warum muss Küng den Vergleich mit Thomas von Aquin heranziehen, der auf mehreren Füßen hinkt? Man kann nicht einerseits sagen, man wolle sich nicht auf eine Höhe mit einer Vergleichsfigur stellen, um dann im gleichen Atemzug den historischen Rang dieser Vergleichsgestalt als Argument für die eigene Bedeutung einzusetzen. So etwas kann man bestenfalls als undurchdacht bezeichnen. Darüber hinaus

ist es zwar unbestritten, dass Innozenz III. vor allem in das Interessengebiet bestimmter Historiker fällt, die sich für die Zeit des späten zwölften und des frühen dreizehnten Jahrhunderts interessieren, aber auch Küng wird kaum behaupten wollen, dass die thomistische Theologie und Philosophie bevorzugte Themen in deutschen Wohnzimmern sind. In Theologenkreisen interessiert man sich natürlich auch heute noch für Thomas von Aquin, genauso wie man in Historikerkreisen Interesse für Innozenz III. aufbringt. Wie nun aber die Wirkungsmächtigkeit der einzelnen Personen einzuschätzen ist und was das mit dem Erfolg Hans Küngs zu tun hat, das konnte unser Theologe nicht verdeutlichen. Vielleicht sollte man ihn darauf aufmerksam machen, dass Thomas von Aquin Ende 1273 in das so genannte „Schweigen des Thomas“ eingetreten ist und nichts mehr verfasst hat, was auch manch einem Theologen unserer Tage gut zu Gesicht stehen könnte.

Küng ist allerdings vom Schweigen weit entfernt, denn gleich im nächsten Absatz enthüllt er seine eigentliche Mission. Es sei nämlich sehr betrüblich, dass Ratzinger „nicht denselben Weg weitergegangen ist wie ich. ... Ich repräsentiere die Unterkirche, er steht für die Oberkirche.“ Seine Arbeit sei darauf gerichtet gewesen, dass sich die autoritäre Oberkirche ändere. Er sagt uns leider nicht, was man unter einer Unter- und Oberkirche zu verstehen hat, abgesehen davon, dass die Oberkirche autoritär ist, er sagt nicht, welchen „Weg der Reform“ man hätte beschreiten sollen und wie er auf die Idee kommt, dass auf seinem Weg die „Spaltung der katholischen Kirche“ nicht hätte stattfinden müssen. Wenigstens eine Andeutung hätte man dem Leser schon zumuten können, die

schlichte Proklamation, dass Künigs Weg der Reform der bessere gewesen wäre, reicht nicht aus. Immerhin schwingt er sich noch zu der Aussage auf, man könne „die alte Zeit nicht zurückholen“. Dagegen ist nichts zu sagen, allerdings hätte es nicht geschadet, diese Einsicht auch auf sich selbst anzuwenden. Was soll man beispielsweise von der Formulierung halten, der biblische Gottesglaube habe sich in einer mehrtausendjährigen Geschichte bewährt, der Gott Israels sei für die Glaubenden der eine und einzige Gott, „er trägt unverwechselbar den einen Namen Jahwe; an ihn allein soll der Mensch glauben“?<sup>6</sup> Ein direkter Rekurs auf den biblischen Gottesglauben, der nicht allein schon deshalb der alten Zeit nicht mehr zuzurechnen ist, weil König behauptet, er habe sich Jahrtausende lang bewährt und sei zudem rational verantwortbar. Man darf hier nicht übersehen, dass König das alte biblische Gottesbild propagiert, einen einzigen Gott, der einen bestimmten Namen trägt und von den Menschen erwartet, dass sie an ihn glauben. Sein Anspruch, ein Gottesbild zu vertreten, das nicht mit den Problemen der „alten Zeit“ belastet ist, löst sich immer wieder auf, sobald man einen genaueren Blick auf seine hoch klingenden Wortschöpfungen wirft.

Nach diesem eher biographischen Problem wendet sich das Interview der Frage zu, warum man heute noch an Gott glauben solle. Man könne, meint König, „angesichts des Elends in der Welt und im eigenen Leben ... entweder an Gott verzweifeln oder auf Gott vertrauen.“ Hier begegnen wir einem Muster seiner Argumentationstechnik, dessen er sich schon immer gerne bedient hat: dem Alternativ-Radikalismus, der Erpressung mit der einzigen Alternative.<sup>7</sup> Es ist nämlich keines-

wegs so, dass man in Anbetracht des Elends der Welt nur die von ihm apostrophierten Möglichkeiten hätte. Selbst wenn man die Existenz Gottes voraussetzt, könnte man ohne jede Verzweiflung darüber nachdenken, warum er sich so eigenartig zu seinen Geschöpfen verhält, oder man könnte sein Verhalten mit einem gesunden Misstrauen quittieren und versuchen, mit der Welt zurecht zu kommen, ohne deshalb gleich in Verzweiflung zu verfallen. Und selbstverständlich besteht immer die Möglichkeit, von der Nichtexistenz eines Gottes auszugehen, der Elend und Leid in der von ihm geschaffenen Welt zulässt: an Gott erst gar nicht zu glauben ist nicht das Gleiche, wie an ihm zu verzweifeln. Die ihm entgegengehaltene Äußerung Mark Twains, der Glaube bedeute, an etwas zu glauben, von dem man wisse, dass es nicht wahr sei, bezeichnet König anschließend als sehr schlechten Scherz, obwohl es sich doch nur um die etwas zeitgemäßere Formulierung des bekannten „Creo quia absurdum“ handelt: ich glaube, weil es absurd, weil es widervernünftig ist. Immerhin hat Tertullian, einer der Kirchenväter, die Auffassung vertreten, der Auferstehungsglaube sei gewiss, weil er unmöglich sei. König nennt also die Lehrmeinung eines Kirchenvaters einen sehr schlechten Scherz – vielleicht war ja Tertullian im Gegensatz zu Thomas von Aquin auch nur eine Fußnote in der Geschichte. Er will es aber offenbar beim Abqualifizieren nicht bewenden lassen, sondern setzt Mark Twain ein Zitat aus dem Hebräerbrief des Apostels Paulus entgegen: „Der Glaube ist ein Feststehen in dem, was man erhofft, ein Überzeugtsein von Dingen, die man nicht sieht.“ Ist das besser? Man kann natürlich wider alles bessere Wissen in einer illusorischen Hoffnung verhaftet bleiben,

und wer das als Glaube bezeichnen will, der darf das gerne tun. Eine Illusion bleibt trotzdem eine Illusion, auch wenn man in der Hoffnung auf sie verharrt. Und um von Dingen, die man nicht sieht, überzeugt zu sein, braucht man ganz sicher keinen religiösen Glauben. Jeder von uns wird ständig von Sachverhalten überzeugt sein, die man nicht sieht, wie zum Beispiel der Tatsache, dass sich die Erde um die Sonne dreht, obwohl der Augenschein das Gegenteil behauptet.

Dennoch schafft es Küng, aus seinem Pauluszitat die Schlussfolgerung zu ziehen, es gebe tausend Gründe, warum ein Mensch „trotz aller Widrigkeiten des Lebens an Gott glauben kann.“ Glaube sei „zunächst eine Frage des Grundvertrauens. Des Lebensvertrauens.“ Schon seit Jahrzehnten sieht Küng diese Grundvertrauen als wesentlichen Stützpfiler seines rational verantwortbaren Gottesglaubens an. Ebenfalls seit Jahrzehnten könnte er wissen, dass seine Denkkunststücke zur rationalen Rechtfertigung der Existenz Gottes gescheitert sind, wenn er nur die vorliegende Kritik an seinen angeblichen Argumenten zur Kenntnis genommen hätte. In seinem Interview äußert er sich über seine Theologie des Grundvertrauens so vage, dass man nur schwer sehen kann, was er wohl mit dem Satz, Glaube sei zunächst eine Frage des Grundvertrauens, gemeint haben könnte. Ich will daher kurz seine darauf bezogenen Argumente darstellen, die er in seinem Buch „Existiert Gott?“ entwickelt hat und nach wie vor vertritt. Eine ausführliche Untersuchung dieses Themas hat Hans Albert vorgenommen<sup>8</sup>, der unter anderem Küngs Ableitung eines rational vertretbaren Glaubens aus dem erwähnten Grundvertrauen analysiert und einer durchschlagenden Kritik unterzogen hat.

Der Mensch, so meint Küng, habe nur die Wahl zwischen einem grundlegenden Misstrauen und einem grundlegenden Vertrauen in die „fragliche Wirklichkeit“.<sup>9</sup> Sofern er sich für das konsequente Misstrauen entscheide, könne er es aber nicht konsequent durchhalten, weil es auf eine „nihilistische Fixierung auf die Nichtigkeit der Wirklichkeit“ und eine „abgründige Ungewissheit“ hinauslaufe. Dagegen öffne man sich im Grundvertrauen eben dieser fraglichen Wirklichkeit und erhalte eine „antinihilistische Grundgewissheit“. Albert hat aber zu Recht darauf hingewiesen, dass hier wieder einmal eine durch nichts begründete „Erpressung mit der einzigen Alternative“<sup>10</sup> vorliegt, die eine beliebig große Zahl von Zwischentönen völlig willkürlich ausschaltet. Schließlich kann beispielsweise auch „der Misstrauische ... hin und wieder vertrauen, und der Vertrauende kann hin und wieder misstrauen.“<sup>11</sup> Üblicherweise pflegt man im Verlauf seines Lebens oder auch nur innerhalb eines Tages manchen Aspekten der „fraglichen Wirklichkeit“ ein gewisses Maß an Vertrauen entgegen zu bringen, während man anderen Aspekten mit einem durchaus begründeten Misstrauen begegnet, was vermutlich auch für die radikalen Alternativen mancher Theologen gilt. Es kann daher überhaupt nicht die Rede davon sein, dass man sich für ein positiv akzentuiertes Grundvertrauen oder ein negativ belastetes Grundmisstrauen entscheiden müsste, um mit dem eigenen Leben zurecht zu kommen. Mit seiner radikalen Alternative zwischen Grundvertrauen und Grundmisstrauen ist Küng also gescheitert. Tun wir aber um das Argumentes willen einmal so, als hätten wir das nicht bemerkt und sehen zu, warum nun dieses Grundvertrauen zum Glauben an Gott führt, denn genau das

hat er ja im Interview behauptet: „Glaube ist zunächst eine Frage des Grundvertrauens.“ Küngs Argument ist recht einfach, und man muss sich wundern, warum vor ihm noch niemand darauf gekommen ist. Er definiert sich einen Gottesbegriff zusammen, der darauf hinausläuft, dass Gott „als der Tragende, Haltende, Geleitende uns in allem Leben und Bewegen, Scheitern und Fallen schon immer gegenwärtig“ sei<sup>12</sup>, und stellt dann einen Satz auf, den er für eine Hypothese zur Existenz Gottes hält: „Wenn Gott existierte, dann: wäre die gründende Wirklichkeit selbst nicht mehr letztlich unbegründet; wäre die sich haltende Wirklichkeit nicht mehr letztlich haltlos ...“<sup>13</sup>, und zwar deshalb, weil ja der von Küng definierte Gott der „Ur-Grund“ und der „Ur-Halt“ sei. Da nun aber der Mensch ohne das oben angeführte Grundvertrauen nicht so recht auskommen könne, müsse er auch die Existenz Gottes akzeptieren, denn „das Nein zu Gott bedeutet ein letztlich unbegründetes Grundvertrauen zur Wirklichkeit“, während das Ja zu Gott natürlich dieses Grundvertrauen ohne Weiteres begründen könne.<sup>14</sup> Deshalb sei der Gottesglaube ebenso wie das Grundvertrauen in die Wirklichkeit rational verantwortbar.

Auch in seinem Interview spricht er vom Glauben als einer Frage des Grundvertrauens und spricht die Einladung aus, „Gott als Hypothese“ zuzulassen. Dabei hat er nicht einmal eine Hypothese aufgestellt, wie man sofort sieht, wenn man seinen Gottesbegriff mit der angeblichen Hypothese vergleicht. Küngs Gott ist als das Tragende und Haltende, als der Ur-Grund und der Ur-Halt definiert. Ersetzt man nun in der „Hypothese“ den Begriff „Gott“ durch „Ur-Grund und Ur-Halt“, dann lautet sie: Wenn der Ur-Grund und Ur-Halt

existierte, dann wäre die gründende Wirklichkeit selbst nicht mehr letztlich unbegründet, wäre die sich haltende Wirklichkeit nicht mehr letztlich haltlos. Kürzer gesagt: wenn es einen Ur-Grund und Ur-Halt gibt, dann gibt es einen Grund und einen Halt. Das ist nicht überraschend und von einer Hypothese weit entfernt; mit einem völlig inhaltsleeren Satz, der nur aussagt, dass aus einer bestimmten Voraussetzung eben diese Voraussetzung folgt, kann man nichts begründen. Und was noch schlimmer ist: Mit dem gleichen Verfahren lässt sich schlichtweg alles begründen, jede Art von Gottesvorstellung ist damit als rational verantwortbar zu deklarieren. Wer beispielsweise zur Gewalttätigkeit neigt und der Auffassung ist, mit Gewalt ließen sich alle Probleme lösen, dem kann man ein Grundvertrauen in die Gewaltsamkeit unterstellen. Nun kann er aber seinen Gott, wenn er denn an einer Begründung seines Grundvertrauens interessiert sein sollte, als die Ur-Gewalt und den Ur-Hass definieren – hinreichend viele Bibelstellen dürften übrigens eine solche Definition nahe legen. Ist man aber erst einmal so weit gelangt, dann liegt nichts näher als eine Hypothese vom Küng-Typ aufzustellen: Wenn Gott existierte, dann wäre die grundlegende Gewalt selbst nicht mehr letztlich unbegründet, wäre die hasserfüllte Wirklichkeit eingebettet in einen allumfassenden, allesumwaltenden Hass. Die Struktur ist genau die gleiche wie in Küngs Darlegungen, das Resultat allerdings ein anderes, das Küng wohl kaum wünschen würde.

Ich gebe gern zu, dass mich bei Küngs gedanklichen Taschenspielertricks nicht so sehr der Umstand stört, dass er mit dem Gestus des großen Denkers Banalitäten oder gar Fehlschlüsse als Erkenntnisse produziert. Das haben auch schon an-

dere getan. Schlimmer ist, dass er es besser wissen könnte, denn die oben angeführte Kritik an seiner Konstruktion ist keineswegs neu, sondern liegt bereits seit dreißig Jahren in Form der Analysen von Hans Albert vor. Dass Küng die fundierte Kritik großzügig ignoriert und so tut, als könnte er seine längst gescheiterten Thesen einfach so aufrecht erhalten – das verdient den Vorwurf, den er seinem Interviewer grundlos vorgehalten hat, den Vorwurf der Unverfrorenheit.

Nun könnte man natürlich die Hoffnung hegen, dass Küng mittlerweile neue Gründe für einen rational verantwortbaren Glauben an Gott gefunden hat, die er in seinem Interview darlegt. Das ist aber leider nicht der Fall, er verweist auf die „philosophische Grundfrage, warum etwas ist und nicht nichts, oder die unerklärbare Herkunft der fundamentalen Naturkonstanten oder der Lichtgeschwindigkeit“, ganz zu schweigen vom „Unendlichkeitsproblem in der Mathematik“ und den „Spuren von Transzendenz in der Musik – all das kann Einladung sein zum Glauben an Gott.“ Warum das so sein soll, verrät uns der Theologe nicht. Sicher würde er seine philosophische Grundfrage mit dem Hinweis beantworten, dass eben Gott dieses „Etwas“ geschaffen habe und deshalb nicht nichts sei, aber das führt nur zu der weiteren Frage, warum denn wohl Gott existiere und nicht nichts. Die Annahme eines das Universum schaffenden Gottes, der zur Bewerkstelligung dieser heiklen Aufgabe sicher noch ein wenig komplexer und unbegreiflicher sein müsste als das Universum selbst, macht das Problem nur noch schwieriger und undurchschaubarer. Gleiches gilt für die unerklärbare Herkunft der Naturkonstanten: Soll sich Gott wirklich damit vergnügt haben, in der Frühzeit

des Universums den Wert der Lichtgeschwindigkeit oder der Feinstrukturkonstanten festzulegen, nur damit nach einigen Milliarden Jahren in irgend einem Winkel des Alls so etwas wie menschliches Leben entsteht? Und wenn ja: wieso sollte das die Herkunft der Naturkonstanten erklären, wenn doch Gott unergründlich ist und sich nicht in die Karten schauen lässt? Was das „Unendlichkeitsproblem in der Mathematik“ mit der Gottesfrage zu tun haben soll, ist mir nicht so recht klar geworden; vermutlich meint Küng, man könne das so genannte aktual Unendliche nur verstehen, wenn Gott im Hintergrund steht, der die Existenz dieses Unendlichen gewährleistet, aber auch dieser Ansatz würde schon daran scheitern, dass man Gott nicht verstehen kann. Und was er schließlich unter den „Spuren der Transzendenz in der Musik“ verstehen will, versuche ich erst gar nicht zu ergründen, es ist in jedem Fall weit entfernt von einem nachvollziehbaren Argument.

Auf die Konfrontation mit Richard Dawkins' Buch „Der Gotteswahn“<sup>15</sup> reagiert Küng gleich im Anschluss etwas ungehalten. „Kommen Sie mir doch nicht mit diesen neuen Atheisten!“ ruft Küng empört aus. Dawkins sei „ein Ideologe, der auf ein überholtes Gottesbild reagiert und überaus polemisch argumentiert, ohne allerdings neue Erkenntnisse herbeizuschaffen.“ Er, Küng, habe sich mit „den großen klassischen Atheisten auseinandergesetzt, Feuerbach, Marx, Nietzsche, Freud analysiert. Sie sind für mich intellektuell herausfordernd, nicht dieser ...“ Damit ist Küngs Analyse von Dawkins Auffassungen beendet. Selbst wenn ich für den Augenblick einmal davon ausgehe, dass sich Küng tatsächlich mit den „großen klassischen Atheisten“ auseinandergesetzt

hat – was man tatsächlich nur mit viel Wohlwollen behaupten kann, – so ist das noch lange kein Grund, einen kleineren neuen Atheisten auf diese arrogante und ignorante Weise zu behandeln. Dass man Dawkins auf vielfältige Weise fundiert kritisieren kann, gestehe ich sofort zu. Das setzt aber voraus, dass man auf seine Thesen eingeht, dass man zur Kenntnis nimmt, was er zur Religionsproblematik zu sagen hat, und nicht einfach pauschale Behauptungen aufstellt. Warum sollte Dawkins nicht polemisch formulieren, solange solche Formulierungen in einen argumentativen Kontext eingebettet sind, wie es tatsächlich der Fall ist? Selbstverständlich hätte Küng wie jeder andere das Recht, die vorgetragenen Argumente zu analysieren und zu kritisieren. Die Mühe mag er sich aber nicht machen, weil er ja schon die klassischen Atheisten analysiert hat. Wie sieht es aber aus mit der Analyse der klassischen Atheisten, mit denen sich Küng auseinandergesetzt haben will? Das hat er in seinem Buch „Existiert Gott?“ tatsächlich, aber an dieser Auseinandersetzung ist er genauso gescheitert wie an seiner Herleitung eines rational verantwortbaren Gottesglaubens. Ich will dem Leser hier die Einzelheiten von Küngs Analyse ersparen und darf wieder auf die eingehenden und präzisen Untersuchungen von Hans Albert<sup>16</sup> verweisen. Nur kurz das Folgende. Die von Küng so genannten klassischen Atheisten wie Feuerbach, Marx oder Freud haben Erklärungen für das Entstehen religiöser Glaubensüberzeugungen vorgeschlagen, ohne dabei auf göttliche Wesenheiten zurückgreifen zu müssen, also Erklärungen im Sinne eines naturalistischen Forschungsbegriffs geliefert. Es war weder ihr Interesse noch ihr Ziel, den Atheismus zu beweisen, sondern zu er-

klären, wie so etwas wie eine Gottesvorstellung entstehen konnte. Selbstverständlich sind solche Erklärungen wie alle wissenschaftlichen Erklärungen hypothetisch und haben keinerlei endgültige Beweiskraft, weshalb insbesondere eine naturalistische Erklärung des Gottesglaubens nicht beweist, dass es keinen Gott gibt. Das hat aber auch keiner der „klassischen Atheisten“ behauptet. Küng hat ihnen in seiner Analyse aber vorgeworfen, dass sie nicht in der Lage seien, den Atheismus zu beweisen und dass somit auch der Atheismus nur ein reines Postulat darstelle. Damit verkennt er aber vollständig die Problemsituation. Schließlich sind es nicht die Atheisten, von denen die Existenz eines göttlichen Wesens postuliert wird, sondern die Vertreter des Gottesglaubens. Üblicherweise sollte man dann auch von diesen Vertretern erwarten, dass sie gute Gründe für ihr Postulat vorbringen und sich nicht zurücklehnen mit dem Hinweis, die Gegner des Existenzpostulats könnten ja ihre Position auch nicht beweisen. Wer die Existenz von Zeus oder auch die Existenz des Küngschen Gottes postuliert, setzt „sich damit der Frage aus, inwiefern ein solches Postulat berechtigt ist.“<sup>17</sup> Der Atheist, sei es nun ein klassischer oder ein neuer, reagiert nur auf die Problemsituation, die der Gottgläubige schafft, und muss keineswegs den Nachweis erbringen, dass ein solcher Gott nicht existiert. Wer postulieren will, dass es einen Gott gibt, sollte die Beweislast in der Diskussion nicht auf seine Diskussionsgegner schieben. Küngs Auseinandersetzung mit den klassischen Atheisten zeigte also nur sein Unverständnis ihrer Argumentation. Das dokumentiert er aufs Neue in seinem Interview, denn auf ein Marx-Zitat zur Religion, sie sei „der Geist geistloser Zu-

stände“ und „das Opium des Volkes“, kontert Küng, die Marx'schen Analysen drückten „vielleicht gegen seinen Willen doch auch etwas Positives aus: nämlich, dass Religion viel mehr sein kann – ein Protest gegen die Verhältnisse, die wir haben.“ Wo er allerdings in Marx' Äußerungen auch nur den geringsten Hinweis auf eine positive Rolle der Religion findet, bleibt sein Geheimnis. Gegen Marx setzt Küng die These, Religion könne „ein außerordentlich starkes Motiv sein, um ... die Welt nicht nur verschieden zu interpretieren, sondern zu ändern.“ Das wird kaum jemand bestreiten, denn Ähnliches gilt für alle möglichen Weltanschauungen oder Auffassungen verschiedenster Art. Auch Stalin und Hitler hatten einen starken Antrieb, die Welt zu ändern. Die Intensität und Wirkungskraft eines religiösen Veränderungsmotivs sieht man in unseren Tagen leider nur allzu deutlich an den weltverändernden Aktivitäten der islamischen Terroristen, die deutlich machen, dass die pure Veränderung kein Wert an sich ist, sondern es auch noch ein wenig darauf ankommt, in welche Richtung man denn die Entwicklung der Welt bewegen möchte. Im Folgenden wird in Küngs Interview das Problem der Theodizee diskutiert, also die Frage, warum Gott wohl so viel Leid auf der Welt zulässt. „Warum hat Gott das Übel nicht verhindert?“ fragt Küng selbst, aber gleich darauf schränkt er seine Frage wieder ein: „Aber vielleicht sollten wir zuerst fragen: Warum haben die Menschen das Übel nicht verhindert?“ Nein, das sollten wir schon deshalb nicht zuerst fragen, weil es in dieser Debatte um Gott geht und um seine Mitverantwortung am Schicksal der Menschen. Das ist aber nicht der einzige Grund. Unter Theologen ist es eine beliebte Denkfigur, Gott unter anderem mit

dem Verweis auf die Schuld der Menschen von seiner Verantwortung zu entlasten. Es wäre mir allerdings neu, dass Menschen Vulkanausbrüche und Erdbeben initiieren, deren Folge Schmerz, Leid und Tod sind. An all dem sind die Menschen in aller Regel völlig unschuldig, das sind Übel, die sie nicht verhindern konnten. Selbst wenn man, wie es Küng später anführen wird, darauf verzichten will, Gott als aktiven Weltenlenker darzustellen, so bleibt er doch wohl auch nach Küngs Auffassung immer noch der Weltenschöpfer, und für einen allmächtigen Weltenschöpfer wäre es ein Leichtes gewesen, bei der Konzeption der Erde auf so etwas Überflüssiges wie Erdbeben zu verzichten.

Küng meint aber unverdrossen, es sei auch ein Rätsel, „warum die Menschen nicht mehr gegen das Leid tun. Man kann jedenfalls nicht alle Schuld auf Gott schieben.“ An dieser Stelle hätte man gerne ein Argument gehört, warum man das denn nicht tun dürfe, wo doch Gott angeblich nach Küngs eigenen Worten allesumgreifend-allesdurchwaltend ist, aber das Argument bleibt leider aus zugunsten der lapidaren Bemerkung, das Rätsel des Leids lasse sich nicht mit den Mitteln der Vernunft lösen, „Gott bleibt der Unbegreifbare.“ Dass es eine Alternative gibt, auf die genau die verworfenen Mittel der Vernunft hinweisen, nämlich den Gedanken, dass ein Gott, wie ihn Küng gerne hätte, nicht existiert und damit die Frage, warum er all das unbestreitbare Leid zulässt, gar nicht erst auftauchen kann – auf diese Idee kommt Küng nicht. Er zieht es vor, in Anbetracht der Gräueltaten von Auschwitz eine „Theologie des Schweigens“ als geziemtend zu empfehlen. Ich muss zugeben, dass diese Stelle mein persönlicher Favorit im gesamten Interview ist. Die Theologie steht vor dem grundlegenden

genden Problem, dass sie einen Gott postuliert, von dem man ein gewisses Maß an aktiver Menschenfreundlichkeit erwarten könnte, der aber seit mehreren tausend Jahren immer wieder Leiden und Grausamkeit duldet. Klarer kann ein Widerspruch nicht mehr sein, und alles, was der Theologe zu bieten hat, ist – Schweigen. Diese Methode ist der Nachahmung wert. Wie man beispielsweise in der Physik zugeben muss, besteht ein Widerspruch zwischen der aktuellen Quantenphysik und der Allgemeinen Relativitätstheorie Einsteins. Aber warum plagen sich die theoretischen Physiker seit Jahr und Tag damit ab, diesen Widerspruch zu beseitigen? In Anlehnung an Küng darf ich ihnen eine Physik des Schweigens empfehlen, die sich bei der Behandlung von Widersprüchen zu geziemen scheint.

Bedauerlicherweise hält sich Küng selbst nicht an seine Empfehlung und versucht doch noch, das Problem der Theodizee los zu werden. Zunächst bemüht er sich, in bewährter Manier die Last des Arguments auf den Gegner abzuschieben. „Und Sie Ihrerseits,“ fordert er auf, „müssen sich fragen: Erklärt denn Ihr Atheismus den Holocaust? Erklärt Ihr Unglaube die Welt, vermag er in sinnlosem Leid zu trösten?“ Mir ist bisher nicht klar gewesen, dass der Atheismus den Anspruch erhebt, den Holocaust erklären zu können oder gar die ganze Welt. Solche Ansprüche pflegen vielmehr die Anhänger des Gottesglaubens mit der Existenz eines Gottes zu verbinden, dem sie die dazu notwendigen Eigenschaften andefinieren, und es ist einigermaßen unredlich, den Diskussionsgegnern die eigenen zweifelhaften Methoden zu unterstellen. Nachdem er nun also seinen Gegnern attestiert hat, dass auch sie das Problem des Bösen auf der Welt nicht lösen können,

weist er vehement die Vorstellung, der christliche Gott sei ein allmächtiger Gott, der sämtliche Ereignisse im Kosmos steuere, als mittelalterlich zurück. Gott sei vielmehr „Geist, der in, mit und unter den Menschen wirkt, aber ihre Freiheit respektiert. Und diese Freiheit schließt unvermeidlich das Böse ein.“ Nun war aber der Verweis auf die menschliche Freiheit noch nie ein gutes Argument in der Theodizeefrage. Erstens kann der Verweis auf die Freiheit nicht im Mindesten das beispielsweise durch Naturkatastrophen verursachte Leid erklären, bei dem kein Mensch seine Finger im Spiel hatte. Zweitens ist es ja schön, dass Gott die Freiheit der Menschen respektiert, aber es wäre noch schöner, wenn er sich dabei nicht immer wieder auf die Freiheit der Täter konzentrieren und die Opfer sich selbst überlassen würde: Auch Küng wird nicht annehmen, dass es zur Freiheit der Opfer gehörte, sich quälen und abschlachten zu lassen. Wieso bringt es Gott fertig, die Freiheit der Täter nicht anzutasten, während es ihm offenbar völlig egal ist, dass die Freiheit der Opfer mit Füßen getreten wird? Und dass drittens die Freiheit „unvermeidlich das Böse“ einschließen muss, liegt ja nur daran, dass der Mensch so ist, wie er ist. Es gibt eine Unmenge von naturgegebenen Einschränkungen der Freiheit bis hin zu der Unfähigkeit vieler Menschen, andere Menschen einfach so umzubringen. Warum sollte also die Freiheit zum Bösen so unglaublich wichtig sein, wenn doch so viele andere mögliche Freiheiten dem Menschen verwehrt sind? Zu seiner Unterstützung verweist Küng auf das Buch Job oder auch Hiob aus dem Alten Testament, in dem eben jener Job unschuldig – man könnte auch sagen: durch göttliche Willkür – alles verliere, Gott anklage und damit zeige, dass der Mensch

das Leid nicht hinzunehmen brauche. Er dürfe „revoltieren gegen einen Gott, der ihm grausam ... erscheint – und Job findet durch diese Prüfungen wieder zu Gott!“ Job wird tatsächlich mit allen möglichen Übeln geschlagen, weil Gott Satan beweisen will, dass sein Anhänger auch im Leid noch treu zu ihm halten wird; es sind keineswegs zufällige Schicksalsschläge, die Job um alles bringen, oder gar die Schlechtigkeit der Menschen – dieses Leid ist ohne jede Frage von Gott selbst verursacht, damit er Satan eine Lektion erteilen kann. Ich kann nicht behaupten, dass eine solche Verhaltensweise moralisch sehr hochstehend wäre. Nun ist es sicher wahr, dass Job im Verlaufe seiner Plagen dazu übergeht, seine Unschuld zu betonen und, wenn man es so formulieren will, gegen Gott zu revoltieren. Aber die Auffassung, er finde „durch diese Prüfungen wieder zu Gott“, geht meilenweit am Text des Buches Job vorbei. Denn wie reagiert Gott auf Jobs Klagen? Er, der das gesamte Elend Jobs verursacht hat, findet keine bessere Antwort als eine prahlerische, ausladende und letzten Endes Angst erregende Darstellung seiner Macht und Größe, vor der gefälligst alles andere zu verblässen habe. Gott weist darauf hin, dass er die Erde erschaffen habe, dass er alles könne und alles wisse, und dass dem gegenüber Job gar nichts könne und gar nichts wisse. Wer einmal sehen möchte, wie man einen Schwächeren erfolgreich einschüchtert, der findet in den Kapiteln 38 bis 42 des Buches Job ausgezeichnete Anregungen. In Anbetracht dieser Machtdemonstration hat denn auch Job kaum eine Wahl. „Siehe, ich bin zu gering, was soll ich antworten? ... Einmal habe ich geredet und will nicht mehr antworten, ein zweites Mal geredet und will's nicht mehr tun,“ sagt

er im vierzigsten Kapitel. Und später, im zweiundvierzigsten: „Darum spreche ich mich schuldig und tue Buße in Staub und Asche.“ Nur gut, dass er es nicht weit hat zu Staub und Asche, da ihn sein gnädiger Gott schon vorher in Staub und Asche geworfen hatte!

Und diese Geschichte interpretiert Küng so, dass Job durch seine Prüfungen wieder zu Gott findet. Das angebliche Zurückfinden zu Gott stellt sich in aller Deutlichkeit dar als eine Kapitulation vor der unvergleichlich stärkeren Macht. Gott steht mit der Waffe in der Hand, mit der geballten Kraft seiner Allmacht vor Job: was kann der ohnehin schon geplagte Mann anderes tun als alles zugeben und sich in den Staub werfen? Ein Zurückfinden zu Gott aus freien Stücken stelle ich mir anders vor.

Nun steht das Buch Job aber im Alten Testament, und es ist deshalb klar, dass Küng auch noch nach Unterstützung aus dem Neuen Testament sucht, die er unschwer findet: „Jesus, der ausgeliefert, ausgepeitscht, der verhöhnt wird, der langsam am Kreuz dahinstirbt,“ habe „die furchtbare Erfahrung der Opfer des Holocaust vorausgenommen.“ Sein Tod weise „über das Elend, den Schmerz, den Tod hinaus.“ Aber wenn das denn so ist: Warum hat das dann alles nichts genützt? Mit dem Tod Jesu hat das Leid keineswegs aufgehört, es hat sich im Gegenteil munter weiter entwickelt und sich nicht im Mindesten darum gekümmert, dass da jemand „die furchtbare Erfahrung der Opfer vorweggenommen hat.“ Dem aktuellen Opfer nützt es gar nichts, wenn jemand eine ähnliche Erfahrung schon zweitausend Jahre vorher durchleiden musste. Hätte man nicht die Erlösung ein wenig gründlicher durchführen können, wenn man schon seinen eigenen Sohn qualvoll am Kreuz sterben lässt?

Auch Horkheimer, den Küng anschließend bemüht, kann ihm da nicht weiter helfen. Nur weil Horkheimer die Auffassung geäußert hat, es sei „unerträglich zu glauben, dass das Elend das letzte Wort hätte“, und es müsse „eine letzte Gerechtigkeit geben“, folgt daraus weder für die Kinder dieser Welt noch für sonst irgend jemanden, dass „dieses Leben nicht alles ist, sondern dass sie ein leidloses Leben vor sich haben.“ Bestehen bleibt die Tatsache, dass die meisten Menschen den Wunsch haben, die offensichtlichen Ungerechtigkeiten dieser Welt könnten nicht das letzte Wort sein, da müsse es noch eine Art von Ausgleich geben, wenn nicht in dieser, dann in der nächsten Welt. Wünsche gibt es aber viele, und weil viele Menschen eine bestimmte Hoffnung hegen, muss diese Hoffnung noch lange nicht in Erfüllung gehen. Es gibt leider nicht die geringsten Anzeichen für eine überirdische Gerechtigkeit, die zu gegebener Zeit die offenkundigen Schwächen der irdischen Gerechtigkeit ausgleichen wird, das ist reines und durch nichts begründetes Wunschdenken. Im Gegenteil: da wir vor der unbestreitbaren Tatsache stehen, dass es in der von Gott geschaffenen irdischen Welt, die von nach seinem Bilde erschaffenen irdischen Menschen bevölkert und gestaltet wird, ausgesprochen ungerecht und oft genug auch grausam zugeht, liegt der Gedanke nahe, dass es der Schöpfer dieser Welt in einer eventuellen anderen Welt, die man erst nach dem Tode betritt, auch nicht besser einrichten kann als hier. Denn wenn er dort die menschliche Grausamkeit verhindern kann, ohne dabei die menschliche Freiheit einzuschränken – warum hat er dann die nötigen Methoden nicht schon hier, in unserem gegenwärtigen Jammertal, angewendet? Der Dank der Gläubigen wäre ihm sicher.

Der Rest des Interviews widmet sich Fragen nach Kungs Vorstellungen von seinem „irdischen Ende“ und ist im Wesentlichen seine Privatsache, weshalb ich meine Analyse hier abschließen. Was von seinen Äußerungen bleibt, ist der Eindruck, dass man ihm seine Theologie des Schweigens ebenso wie beispielsweise Joseph Ratzinger für die Zukunft nur wärmstens empfehlen kann.

### Literatur:

- Albert (1979): Hans Albert, *Das Elend der Theologie*, Alibri Verlag, Aschaffenburg, 2005 (Erstauflage 1979)
- Albert (2006): Hans Albert, *Hans Kungs Rettung des christlichen Glaubens*, in: *Aufklärung und Kritik* 1/2006, S. 7 – 39, Nürnberg, 2006
- Dawkins (2007): Richard Dawkins, *Der Gotteswahn*, Ullstein, Berlin, 2007
- Küng (1978): Hans Küng, *Existiert Gott? Antwort auf die Gottesfrage der Neuzeit*, München/Zürich, 1978 (Neuaufgabe 2002)
- Küng (2009): „Wenn es Gott gibt, dann war er auch in Auschwitz“, in: *stern* 43, 2009

### Anmerkungen

- <sup>1</sup> Küng (2009). Zitate, bei denen nicht auf andere Quellen verwiesen wird, entstammen diesem Interview
- <sup>2</sup> Küng (1978), S. 193
- <sup>3</sup> ebd., S. 216
- <sup>4</sup> ebd., S. 211
- <sup>5</sup> Albert (2005)
- <sup>6</sup> Küng (1978), S. 685
- <sup>7</sup> Albert (2005), S. 57 ff.
- <sup>8</sup> Albert (2005)
- <sup>9</sup> Küng (1978), S. 491 ff.
- <sup>10</sup> Albert (2005), S. 69 ff.
- <sup>11</sup> ebd., S. 71
- <sup>12</sup> Küng (1978), S. 216
- <sup>13</sup> ebd., S. 622
- <sup>14</sup> ebd., S. 627 f.
- <sup>15</sup> Dawkins (2007)
- <sup>16</sup> Albert (2005), S. 76 – 87
- <sup>17</sup> ebd., S. 81